

dtv

»Ich werde immerfort angeleuchtet, kann man das nicht sehen, ganz deutlich mit Raumlicht«, sagt Evelyne B. zu ihrem jungen Arzt. Sie ist eine seiner ersten an Schizophrenie leidenden Patienten und weckt in ihm eine Faszination für diese Krankheit, die ihn fortan nicht mehr loslassen wird. Zunächst einmal zieht es ihn jedoch in die Ferne: Er sucht und findet neue Herausforderungen in einem Krankenhaus in der afghanischen Wüste und lässt sich in Indien von der Möglichkeit der Selbstausslöschung beeindrucken, bevor er schließlich in München als Klinikarzt tätig wird. Dort muss er zwar die Grenzen der klassischen Psychiatrie erkennen, dort trifft er aber auch Evelyne B. wieder, die ihn anfleht, sie aus dem Krankenhaus zu befreien. Aus Odysseus wird nun Orpheus, der seine Eurydike aus dem Hades des Klinikalltags heraufholt.

Ernst Augustin, geboren 1927 in Hirschberg/Riesengebirge, arbeitete als Neurologe und Psychiater, war jahrelang in Afghanistan tätig, später als psychiatrischer Gutachter in München. Ernst Augustin ist Autor einer Reihe von Romanen, sein literarisches Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

Ernst Augustin

Raumlicht:
Der Fall Evelyne B.

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Ernst Augustin sind im
Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die Schule der Nackten (13344)
Mahmud der Bastard (13590)
Eastend (13653)

Ungekürzte Ausgabe
Februar 2009
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
© Verlag C. H. Beck oHG, München 2004
Die erste Ausgabe dieses Buches
erschien 1976 im Suhrkamp Verlag,
Frankfurt am Main
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: 'Träumende' (1999) von Inge Augustin
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13741-6

Raumlicht:
Der Fall Evelyne B.

I

Es gehört zu meinem Plan, daß ich nicht auffalle, oder doch kaum. Ich wohne in einem bürgerlichen Stadtteil Münchens, wo die Leute auf der Straße zum nahe gelegenen Nymphenburger Kanal wandern, Handwerksmeister, Beamte, wenig Ausländer. Und ich wohne in einer Straße mit kleinherrschaftlichen Häusern, die auch heute noch so aussehen, von denen meines das schmalste ist, zwei Stockwerke, rechts und links von Viergeschossigen eingebaut. Ich habe einen wenig auffallenden, sechs Meter breiten und drei Meter tiefen Vorgarten mit einem Schneeballbaum. Das Haus ist nett angemalt, weiß und dunkelrot, wobei die Breite der Vorderfront durch die Eingangstür sowie ein Zimmerfenster im Parterre ausgemacht wird. Im ersten Stock sind zwei Zimmerfenster zu sehen, dann noch knapp über dem Blumenbeet ein vergittertes Kellerfenster. Ich habe ein unauffälliges Emailleschild, dessen Größe sowieso von der Ärztekammer beschränkt ist, meines ist aber eher noch kleiner, und ich habe im Parterre weiße, im ersten Stock rotbraune Fenstervorhänge, die fast immer geschlossen sind, auch außerhalb meiner Sprechstunden, um die Leute nicht auf Veränderungen aufmerk-

sam zu machen. Das Parterrefenster ist ebenfalls vergittert, aber so, daß man von außen nichts bemerkt, weißlackierte in das Fenster eingelassene Stahlrahmen, welche direkt mit kleinen Scheiben verglast sind, dazu darf ich erklären, daß ich niemanden im Haus festhalten will, sondern umgekehrt – das mag man jetzt deuten, wie man will. Und hinter diesem Fenster schreibe ich die Bücher, die ursprünglich immer den einen Titel tragen sollten: die Entdeckung der Schizophrenie, während ich dann aber doch davon Abstand nehme, da ich die Reaktion der Fachwelt voraussehe, die dann schließlich ohnehin eintritt. Welches voraussetzt, daß die Schizophrenie bis dahin noch nicht entdeckt ist.

Sie begreifen, heißt aber, den eigenen Körper nicht begreifen. Sich über die Unmöglichkeit (aber die totale Unmöglichkeit!) zu entsetzen, die im Wachstum auch nur eines Fingernagels liegt, falls dieses wirklich stattfinden sollte. Außerdem: Ich liebe und bewundere die Tiere, wie sie mit ihren kleinen Werkzeugen sich unter einem Stein einrichten, wie sie an einen schönen braunen Pelz glauben und ihn auch bekommen, und wie sie in ihrem Pelz unter dem Stein sitzen, in tiefer Selbstbesinnung selbst zum kleinen Gott werdend. Wieso? Weil man es deutlich sehen kann.

Heute sitze ich hinter meinem Fenster und warte auf die Dame, die sich für halb vier angesagt hat. Sie kommt drüben auf der anderen Straßenseite, so daß

ich sie sofort bemerke, als sie von der Ruffinistraße her einbiegt. Erstaunlich pünktlich. Sie trägt einen kurzen Mantel aus dünnem schwarzem Stoff, darunter, am Saum sichtbar, der über die Knie reicht, ein schwarzes, kleingemustertes Kleid, dazu dunkle Strümpfe und einen Hut, dessen Krempe vorn etwas herabhängt, so daß ihr Gesicht im Schatten liegt. Zweifellos eine Dame, eine, die bis Ecke Waisenhausstraße mit der Straßenbahn fährt, was für sie vor halb fünf noch möglich ist, später wird sie dann ein Taxi nehmen. Und was ihre Figur betrifft: Sie ist schlank, das sieht man, und der Gang verrät sie, so wie sie leicht beim Gehen die Schenkel vorschiebt oder leicht vorwölbt, das sieht man auch. Sie hat – wenn ich einmal taxieren sollte – eine sehr gute Figur. Ja. Vielleicht wäre es mir lieber, sie nicht so pünktlich zu sehen, da hierin ein Akt des Respekts zu erkennen ist, den ich gar nicht will.

Als sie sich fast auf der Höhe meines Hauses befindet, blickt sie auf, kommt dann herüber, bestimmt und doch sanft blickt sie geradewegs auf die Gardine, ohne mich aber sehen zu können, wie alt? Vierzig. Vielleicht. Sanfte süße vierzig vielleicht, mit einem weichen Gesicht, man errät, daß ich entsprechend erregt bin.

Ihre Stimme ist eher klein, so als ob sie aus einem sehr kleinen Mund käme, nachgiebig, und als ich sie hereinführe, zögert sie. Ich sage: Sie zögern? Wissen Sie denn, was Sie erwartet? Und ich füge noch hinzu:

Liebe gnädige Frau, denn das ist ganz sicherlich angebracht. Sie lächelt infolgedessen auch ungeheuer hübsch, mit dieser knappen Perlenkette um den Hals.

Nein, sagt sie, indem sie meinen Korridor ganz schnell mustert, ich weiß zunächst nicht, was mich erwartet.

Zunächst, erwidere ich – indem ich ihr den Mantel abnehme und nach kurzem Einatmen auf den Bügel hänge –, erwartet Sie die bescheidene Behausung eines Mannes, der offensichtlich Wert darauf legt, möglichst häßliche Möbel zu besitzen.

O bitte, sagt sie, so häßlich sind sie nicht, sie betrachtet die Flurgarderobe und in der offenen Tür die Sesselgruppe sowie die Schrankwand, Eiche hell, sie sind – nun ja – doch sehr hübsch, vor allem geschmackvoll mit der Tapete und dem Teppich.

Ich sage: Geben Sie sich keine Mühe, es sind Reproduktionen der sechziger Jahre.

Reproduktionen? lächelt sie

Nun ja, gebe ich zu, es sind Originale, zusammengestellt, um den Eindruck absoluter Mittelmäßigkeit zu erwecken. Beachten Sie in diesem Zusammenhang auch die Abmessung des Raumes, etwas unter mittelgroß und gerade so vollgestellt, um die Enge zu vermitteln, die ich hier benötige.

Ich glaube, Sie wollen, daß ich unsicher werde.

Aber liebe gnädige Frau, versichere ich sie, genau das ist beabsichtigt. In meiner flotten Art. Und nun zeige ich Ihnen noch die Küche, und oben ist das

Schlafzimmer und das Bad, beides in ordentlichem Zustand, glauben Sie mir, für eine Person reicht es aus.

Und nun?

Und nun nichts. Das Wohnzimmer benutze ich außerdem zur Ordination, ich habe hier ein Wand-schränkchen, welches aufgeklappt ein rotes Kreuz sowie auf weißem Grund eine Reihe von medizinischen Instrumenten zeigt. Die Couch hat einen Bezug, den ich entferne – ich entferne ihn –, woraufhin sie mit schwarzer Plastikoberfläche eine Untersuchungsliege darstellt. Die Radierung an der Wand stellt einen Arzt dar, der im Kampf mit dem Knochenmann diesem das Mädchen entreißt. Scheußlich?

Nicht so scheußlich.

Geben Sie es zu! sage ich, geben Sie zu, daß Sie enttäuscht sind, ich blicke meinerseits im Zimmer umher. Der einzige Knick, sage ich, den Sie vielleicht entdecken können, mag diese Kinderbüste sein, die Sie vom Bücherregal her schräg ansieht. Ich meine den kleinen Leichnam dort auf dem Sockel. Oder lassen Sie mich nachdenken, wollen wir uns nicht setzen, vielleicht ist es die Schranktür an der hinteren Wand, die ich bisher noch nicht geöffnet habe, so daß Sie nicht wissen können, was der Schrank enthält.

Oder ist es ...

Aber das spreche ich nicht aus, sollte der Knick vielleicht bei Ihnen (ich meine Sie!) selbst zu finden

sein, ist es das? Doch sicherlich nicht. Es gibt eine Regel, die zu durchbrechen ich mich nie ohne Notwendigkeit entschieße: Die äußere Form ist die Haut der Dinge und hält sie zusammen wie einen Tropfen, und die «liebe gnädige Frau» ist die Haut meiner Patientin. Soll ich zu ihr sagen Hundefetzen, Saustück? Oder soll ich sagen, was hast du Anstaltsschwarte dir da für ein geblühtes Kleid übergezogen. Ist das passender? Oder Frau Soundso, wie geht's den Ferngedanken, ich weiß, daß manche Ärzte die direkte Ansprache für sinnvoll halten, und sachlich wäre auch nichts dagegen einzuwenden, da die arme Frau tatsächlich von ferngelenkten Schweinereien belästigt wird. Ich bin aber der Meinung, daß diese Art von Wahrheiten nur taktlos und auch schädlich sind. Man sagt nicht, wie unvoreteilhaft sehen Sie aus, sondern man sagt, wie vorteilhaft sehen Sie aus.

Deshalb sage ich: Welch ein angenehmer Tag, ich nehme an, auch Sie hatten einen solchen. Und wenn dann aus den Augenwinkeln meiner Patientin der Argwohn hervorkriecht – den kenne ich –, denn es war kein angenehmer Tag, es war überhaupt kein Tag, und was meine ich damit? Und wenn der Argwohn sich zum Mißtrauen verdichtet – das kenne ich auch –, Mißtrauen gegen mich und gegen diese Wohnung, zum Beispiel gegen den Schrank, denn gibt es so etwas überhaupt (einen Schrank) und vor allem Mißtrauen gegen die Tatsache, daß sie hier sitzt. Man darf sich den Vorgang nicht zu schnell vorstellen, es

ist ein langsam aufkommender Magnetismus, und wenn sie dann plötzlich merkt, daß sie wirklich hier im Sessel sitzt, was ja unmöglich ist, und die grauenhafte Gewißheit Platz greift und die aufkommende Angst, aber soweit lasse ich es gar nicht kommen. Dann sage ich: Welch ein angenehmer Tag, *gnädige Frau*.

Und das versteht sie, ach ja, das ist dann die richtige Bezeichnung, und der Tag ist ja wirklich angenehm, das stimmt. Und sie ist wohlkomponiert, sie trägt dieses schwarze, kleingemusterte Kleid, das an gewissen, mir nicht verständlichen Stellen zusammengekommen und an anderen Stellen ausgelassen ist, so daß es sowohl sitzt als auch abfällt, anders kann ich es nicht ausdrücken. Wohl teuer, nehme ich an. Und sogar in gewissem Sinne einschüchternd. Ihre Fingernägel sind vollkommen oval, glatt und farblos.

Dann stimmt es, dann konsultiert die Dame hier am Nachmittag den Nervenarzt, der vielleicht die eine oder andere Behandlungsmethode vorschlagen, das eine oder andere harmlose Experiment durchführen wird?

Und harmlos, erkläre ich, wird es in jedem Fall sein. Um aber mit einer Vorübung zu beginnen, setzen Sie sich zurück und entspannen Sie sich, legen Sie Ihre Befürchtungen, die Sie haben sollten, für einen Moment ab. Bedenken Sie, daß dieser Augenblick, daß dieses so mittelmäßig eingerichtete Zim-

mer, in dem Sie sich befinden, nur ein Beispiel ist. Ein Beispiel Ihres eigenen Ichs, in dem Sie sich befinden. Nein, sage ich, denken Sie nicht darüber nach, sondern lassen Sie sich entspannen. Ich will Ihnen ein Hilfsmittel geben, lauschen Sie auf den Ton, nicht den des Autos, das vorbeifährt, sondern auf den Ton in Ihrem Ohr. Hören Sie ihn, ist er gut.

Ganz gut, sagt sie nach einer Weile.

Aber nicht gut genug, wie? sage ich aufmunternd, es genügt aber, wenn Sie ihn überhaupt hören. Als ich elf war, noch vor dem Krieg, lassen Sie mich nachdenken, habe ich ihn deutlich gehört, wenn die Eltern im Kino waren und ich mich im dunklen Haus fürchtete. Vor mir selber, nehme ich an. Dann nahm ich alle Kraft zusammen und horchte auf den Ton in meinem Ohr. So gut ich vermochte. Der aber nicht in meinem Ohr war, sondern um mich herum wie ein Gewölbe, in dem ich lag, oh, ein großes braunes Gewölbe, verstehen Sie das, ein Haus, in dem ich lag und mich nicht mehr fürchtete. Ich habe, wenn die Eltern im Kino waren, daran gebaut, hier noch einen Gang und Säulen, und dort einen inneren Teich, und oben noch eine Galerie, und alles in vollkommener Sicherheit, können Sie das verstehen.

Kann sie es verstehen? Ich sage: Sie sind so wohlkomponiert, Sie tragen dieses schwarze, kleingemusterte Kleid, nicht, daß es mir nicht gefiele, im Gegenteil, es gefällt mir sogar sehr gut. Aber Sie wissen nicht, Sie können noch nicht wissen, daß Sie das wer-

den ablegen müssen, wie Sie überhaupt alles werden ablegen müssen – das ist jetzt im weitesten Sinne gemeint –, bevor ich mit Ihnen fertig bin. Oder freundlicher: bevor die Behandlung abgeschlossen ist.

Und wenn ich jetzt gehen will.

Meine Patienten dürfen immer gehen, erwidere ich, zu jedem Zeitpunkt und wann sie wollen.

Soll ich Ihnen meine Definition eines Tieres geben? Ein Tier ist ein Wesen, das noch nicht gespalten ist in eine Innenwelt und eine Außenwelt. Oder wenn Sie wollen, eines, das sich wieder zusammengefunden hat. Und wenn ich Ihnen zeigen soll, wie, dann gehen Sie nicht, nehmen Sie Ihre Kraft zusammen, und öffnen Sie diesen Schrank.

Von dem Sie nicht wissen, was er enthält.

*

Mit dreizehn erfuhr ich es zum ersten Mal, in Velten bei Berlin, auf Besuch bei Verwandten. Eine an sich belanglose Situation: Ich saß in dem Eßzimmer, wo selten jemand hinkam und wo der Plattenspieler stand, hatte gerade die Tanzplatte «Noche de Biarritz» gespielt, das Zimmer roch nach Zigarettenrauch vom Vorabend, und draußen vor der halbgeschlossenen Markise konnte man – konnte man natürlich nicht, dazu war es zu weit entfernt – den S-Bahn-Zug nach Berlin rollen hören. Im Sommer, wenn die Chausseebäume vor den Markisen dunkelgrün sind und die

sommerlichen Motorradfahrer Sehnsucht erwecken, wonach? Nach Berlin. Und dann wiederum, Sehnsucht, aus Berlin im Sommer rauszukommen; das widerspricht sich nicht, wenn man Berlin kennt. Ich verwende hier ein wenig Sentimentalität, um die an sich belanglose Situation zu kennzeichnen. Saß also neben dem Plattenspieler im Sessel und sah in das dunkelgrüne Licht nach draußen. Es war zwei Uhr. Heiß, ruhig. Im ersten Kriegsjahr. Im Jahr zuvor hatte ich noch mit meiner Mutter in der Emperor-Diele in der Friedrichstraße einer Negerkapelle zugehört, sie spielten die Donkeyserenade mit diesen Klappstöcken – schon wieder abgeschweift. Aber so ungefähr: Heiß, ruhig, mit diesen Klappstöcken, ich überlege, ob ich baden gehen soll, auch keine Lust, ich sehe mich in diesem ruhigen graugrünen Wasser untertauchen, ich tauche nämlich nicht gerne, weil es mir in die Nase schlägt, und im Augenblick hier im Sessel kann ich mir die graugrüne Wasserwand ganz leicht vor Mund und Nase vorstellen, einen Zentimeter vor meiner eigenen Luftröhre, also ganz dicht vor dem Ertrinken. Und da fällt mir zum ersten Mal ein, daß ich ja *lebe*, ganz deutlich hier im Sessel lebe ich plötzlich und bin zutiefst erschrocken, wie denn das überhaupt möglich ist.

Denn es ist ja nicht möglich.

Das war genau der Augenblick, in dem ich abgerutscht bin, ein Motorradfahrer draußen hat mich gleich wieder zurückgeholt, indem er mich so deut-

lich an die Sehnsucht erinnerte, und ich konnte auch gleich darauf nicht mehr begreifen, wo oder wie ich mich soeben befunden hatte, völlig unklar, aber bei allen späteren kurzen Erlebnissen – deren nächstes erst nach Jahren wieder auftrat – erinnerte ich mich an das lange Eßzimmer in Velten, an die graugrünen Wasser, die mich einschalteten, und an den Motorradfahrer, der mich wieder ausschaltete. Letzteres wird auch noch wichtig sein, insgesamt ein kleiner, kurzer Tod, und ich würde liebend gern damit als Arbeitsbegriff arbeiten, klänge er nicht zu dramatisch. Ich weiß aber, daß ich mich vorübergehend jenseitig gefühlt hatte, nicht eigentlich tot, aber auch nicht lebend, etwa so, als ob ich mich an einem Ort befände, von dem aus gesehen beides wiederum bloß Einbildung wäre. Eine unkindliche Perspektive. Und das Ganze mit der Angst verbunden, nicht wieder zurückzukommen, logischerweise sogar, denn ist man ohne sein Zutun hinaus, was soll man tun, um wieder zurückzukommen? Dazu darf ich hier schon einmal bemerken, daß genügend Fälle bekannt sind, die *nicht* wieder zurückgekommen sind und heute unter gewissen Diagnosen die Heilanstalten bewohnen. Und was nun auch noch das «Zutun» anlangt, wir Abendländer sind auf diesem Gebiet von jeher schwer von Begriff, wir sagen: Tod, oder wir sagen: Ich werde einmal sterben, und horchen daraufhin, und es bedeutet gar nichts. Wir sagen: So gewiß wie das Schwein im Schlachthof werde ich sterben, ganz

Sicher, es ist schon alles vorbereitet, oder wie das Huhn auf dem Hühnerhof. Löst das etwas aus? Allenfalls eine Leere im Hirn, keine Angst, gar nichts. Und dann eines Tages in dem langen Zimmer in Velten dösen wir vor uns hin, und die Gedanken laufen einfach herum, und da ist es geschehen, da sind sie darauf gestoßen. Ich will hier kein Wort über «Techniken» verlieren, denn mit dreizehn gibt es keine Techniken, es fehlte noch der Zeitraum, welcher in dem Eckzimmer in Velten begann und ungefähr dort endete, wo ich in Berlin in der Charité in einem überwachsenen Innenhof der Nervenklinik einen Brief in Händen hielt, den mir Freund Vieweg ausgerechnet aus Afghanistan schrieb. Der Hundling, dachte ich damals anerkennend, hat er es wieder geschafft! Dazwischen lagen aber siebzehn Jahre.

Dazwischen lag jener schwärzeste Spätherbst (der heute schon in die Geschichte zurückreicht), 1944, kurz vor der Einberufung, wenn der lange dunkle Gang zum Kino von einer ungeheuerlichen Süße erfüllt war, wegen der Mädchen, die auch im Dunkeln ins Kino gingen, und wegen Johannes Heesters, der von Freund Mittag imitiert wurde. Die autoleeren Straßen. Die Lübecker Straße in Schwerin – man ging auf dem Fahrdamm, um nicht an die Hauswände zu streifen –, und die junge Margot Hielscher, mein Gott. Tagsüber erwartete ich über dem Stadtplan von Rio zweimal die Post, vormittags und nachmittags, die Einberufung, die immer noch nicht kam. Vorläufig

gingen noch der Oktober und dann der November darüber hin, und Freund F. C. Mittag äußerte die damals wahnwitzige Hoffnung, daß es noch bis zum Frühling dauern könnte.

Ich besaß fünf Milreis: echtes brasilianisches Geld sowie eine Mappe gesammelter Zeitschriftenbilder von der Copacabana, dem Strand mit dem Zuckerhut. Im November wurde ich siebzehn. Sollte man meinen, daß ich ein genaues Ziel vor Augen hatte, etwa die Rua do Quvidor mit aufsehenerregenden Hochkonstruktionen zu bestücken? Durch lichtdurchlässige Dachgärten eine Art sinnvolle Amazonasdämmerung schaffend? Ich hatte es vor Augen, und zwar so sehr, daß ich ganz unten begann, als Zeitungsjunge, als Erdnußverkäufer – noch tiefer, als Siebzehnjähriger 1944 in Schwerin.

Ich wohnte mit meinen Eltern in der Richard-Wagner-Straße, die mit der Sebastian-Bach-Straße sowie der Lessing- und der Wittenbergerstraße ein asphaltiertes Rechteck von insgesamt 1 km Straßenlänge bildete. Um sieben Uhr wurde es Nacht, kein Auto, kein Radfahrer, alle Fenster streng verdunkelt, nur das Mondlicht. Und jeden Abend zwischen sieben und acht lief ich diese Strecke dreimal, viermal – es gab Nächte, in denen ich sie bis zu sechsmal lief. Mein Brustkasten brennend vor Anstrengung, voran, voran, Warschau hinter mir lassend, die Städte Boguslav und Pritschnoje, durch Schenoje und die tödliche Landstraße von Pritschlaw bis Sternekoje. Am Ende

meiner Kräfte, schleppte ich mich durch das Gartentor, mit diesem sengenden Schmerz in meinem Brustkasten. Aber geschafft, geschafft, gerettet.

Es ging ums Leben.

Mein Freund Mittag fragte: Was trainierst du, Laufen? Ja, sagte ich, je dünner man wird, desto schneller kann man laufen, wie eine Feder, wie ein ganz leichtes Tier, den ganzen langen Weg bis nach Dänemark. Aber darauf ist selbst Mittag nicht gekommen. Niemand. Nach sieben zog ich mir die leichten Schuhe an, ich lief in Turnhose und Hemd, in einem von mir selbst erfundenen Stil, der meinem Körperbau entsprach, sicherlich falsch, ich dachte aber: Mit den langen Beinen muß du lange Schritte nehmen, bei jedem Schritt das Gewicht des Körpers eine Spur zu weit voran, immer etwas im Vornüberstürzen begriffen. Auf diese Weise erreichte ich ein schönes langgezogenes Tempo – sicherlich technisch ganz unzureichend, aber, wie gesagt, effektiv in einem fortwährenden Fall nach vorn, und dazu gebrauchte ich meine Arme wie Vorderläufe. Es muß fürchterlich ausgesehen haben, immerhin war ich aber auf drei-, sogar auf fünftausend Metern ganz gut. Außerdem verwandte ich eine Menge Konzentration auf rationelles Atmen, mein geringes Körpergewicht spielte eine Rolle und möglicherweise auch diese ausgreifenden Handbewegungen zur Unterstützung. Dann mag noch die kühle Jahreszeit förderlich gewesen sein, die klare Luft; geschwitzt habe ich niemals.